Geburtshülflichen Institute
im Dienst der Humanität.
Löhlein, H.

Carissimo Ernesto
Löhlein

Leistungen und Aufgaben der geburtshülflichen Institute im Dienst der Humanität.

Akademische Festrede

zur

Feier des Jahresfestes

der

Grossherzoglich Hessischen

Ludwigs-Universität

am 1. Juli 1899

gehalten von dem derzeitigen Rektor

Dr. Hermann Löhlein
Geh. Med. Rath, ordentlichem Professor der Medizin.

Giessen 1899.
v. Münchow'sche Hof- u. Univ.-Druckerei, Giessen.

Hochansehnliche Festversammlung!
Verehrte Gäste!
Werthe Collegen!
Liebe Commilitonen!

Wieder hat uns der 1. Juli festlich vereint, damit wir in dankbarem Rückblick auf die ernsten und die frohen Tage eines *abgelaufenen* und in zuversichtlichem Ausblick auf die Ziele und Aufgaben eines *neuen* Studienjahres der *Gegenwart* gemeinsam uns erfreuen. Das farbenreiche Bild, das sich alljährlich an diesem festlichen Tage entfaltet, der heitere Glanz der Jugend, der darüber ausgegossen ist, der innige Verkehr, der Lehrer und Hörer heute rasch und unmittelbar einander näher bringt, — das sind die Eigenthümlichkeiten, die dieser Feier ihr äusseres Gepräge geben, und durch die sie uns allen so werth geworden ist. Wir halten an dem 1. Juli als akademischen Festtag der Ludoviciana so fest, als handele es sich um eine durch die Jahrhunderte sanktionierte und nicht um eine erst wenige Jahrzehnte bestehende Einrichtung.

Der erste Dank dafür, dass wir an dieser Stätte frei und freudig der Wissenschaft und ihrer Lehre dienen dürfen, gebührt unserm allergnädigst regierenden Landesherrn, dem erlauchten Rector magnificentissimus dieser Hochschule. Ihm, der auch in diesem Jahre über der Schöpfung seiner hohen Ahnen huldvoll gewaltet und ihr seine dauernde Antheilnahme an ihren Geschicken auch für die Zukunft zugesichert hat, huldigen wir alle, Lehrende und Lernende, indem wir Ihm das Gelöbnis unverbrüchlicher Treue und nimmer ermüdenden Eifers im Dienste der Wissenschaft heute erneuern.

Verehrte Anwesende!

Der Zweig der Medicin, den ich an der Universität zu vertreten die Ehre habe, hat auffallend spät, dann aber auch in besonders kräftigem und erfolgreichem Fortschreiten diejenige wissenschaftliche und praktische Ausbildung erlangt, die ihn heute auszeichnet. Die Gynäkologen sind, bei aller Hochachtung vor der bahnbrechenden Arbeit einzelner ausgezeichneter Anatomen und genialer Operateure des Alterthums und des Mittelalters, wohl insgesamt der Meinung, dass ein streng wissenschaftliches Studium des Faches und insbesondere eine den Leistungen der übrigen Culturvölker ebenbürtige Betheiligung des deutschen Geistes an dessen Ausbau erst von der Mitte des vorigen Jahrhunderts datiert, — das heisst, von der Zeit, wo die Einrichtung öffentlicher Entbindungsanstalten medicinisch geschulten Beobachtern Gelegenheit bot, die Physiologie und die Pathologie der in Betracht kommenden Vorgänge zu erforschen und zu lehren.

Unter den Hochschulen deutscher Zunge gebührt Strassburg der Ruhm, zuerst, und zwar in den 20er Jahren des vorigen Jahrhunderts, eine Anstalt geschaffen zu haben, in der nicht nur Hebammen, sondern auch Studierende unterrichtet wurden. Durch die ausgezeichnete Lehrthätigkeit von Johann Jakob Fried ward Strassburg der weitere, grössere Ruhm, eine Reihe hervorragender Schüler auszubilden, die in anderen deutschen Universitäten ähnliche klinische Institute nach dem Muster Strassburgs einrichteten. Unter diesen Schülern war der bedeutendste Johann Georg Röderer, der im Jahre 1751 einem Rufe nach Göttingen als Lehrer der Anatomie und Geburtshülfe folgte. Röderer war wiederum der Lehrer des um die Entwickelung der wissenschaftlichen Gynäkologie in Deutschland während der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts besonders

verdienten Georg Wilhelm Stein. Wie der Lehrer in Göttingen eine weithin berühmte Anstalt gegründet hatte, so that der Schüler dasselbe in Cassel, später in Marburg.

Auch Giessen erhielt die erste Anregung zur Gründung einer Frauenklinik durch einen Schüler jener trefflichen Mutteranstalt in Strassburg. Die Akten der medicinischen Fakultät, die sich auf diesen Gegenstand beziehen, beginnen mit folgendem Anschreiben der landgräflichen Regierung, de dato Darmstadt, den 26. Februar 1777, worin die Fakultät zu gründlichem Bericht aufgefordert wird: „Nachdem der Professor medicinae extraordinarius Dr. Nebel zu Giessen zu Errichtung einer Hebammenschule bei unserer Universität nicht allein Vorschläge zu thun, sondern auch diese Wissenschaft, welche er ehemals in Strassburg cultiviert, dociren will, so geben wir Euch solches mit dem gnädigsten Befehl hierdurch zu erkennen, dass Ihr ersagten Professor Dr. Nebel mit seinen desfalsigen Vorschlägen höret und solche prüfet, sodann wie dieses gemeinnützliche Institutum ad Effectum zu bringen seye, demnächst Euren gründlichen Bericht erstattet."

Obgleich auch die Giessener Studierenden der Medicin im Spätsommer desselben Jahres eine hierauf bezügliche Bittschrift dem Rector einreichten, und obgleich die Entwürfe und Voranschläge bis in die geringsten Einzelheiten bereits im Jahre 1790 ausgearbeitet waren, musste Giessen doch noch ein ganzes Menschenalter nach jenem landgräflichen Erlass auf die Eröffnung seiner Frauenklinik warten. Erst nach Beendigung der langen napoleonischen Kriegsjahre sollte sie ins Leben treten, um von Anfang an eine geachtete Stelle in der medicinischen Welt einzunehmen.

Es liegt mir fern, an dieser Stelle auf die exakte wissenschaftliche Arbeit, die in der zweiten Hälfte des vorigen und der ersten dieses Jahrhunderts gerade in den deutschen Anstalten geleistet wurde, einzugehen. Ein ruhmvolles Blatt der Geschichte der Medicina universalis wird durch sie ausgefüllt. Nur an den grossen Segen möchte ich erinnern, der dem Lande daraus erwachsen musste, dass die Ärzte, auf die das Volk in der bangen Stunde der Noth angewiesen war, — und wenn auch nicht gleich alle Ärzte, doch bald ein grosser Theil der Ärzte — nicht mehr fremd und unsicher, sondern in Wissen und Können wohl vorbereitet an jene ernsten

Entscheidungen herantraten, von denen so oft ein doppeltes Leben abhängt. Die Wahrheit der vortrefflichen Worte, mit denen Röderer 1751 in seiner Göttinger Antrittsrede („De artis obstetriciae praestantia, quae omnino eruditum decet, quin immo requirit") die Stellung der klinischen Geburtshülfe charakterisiert hatte, musste überall zugestanden werden: „Sit sua laus medicinae, sit chirurgiae honos, obstetriciae tamen nomen haud obscurum manet. Marito dulcem reddit conjugem, proli matrem, matri laborum mercedem, universae familiae solamen." Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt wuchs die Zahl derer, die, von ausgezeichneten klinischen Lehrern unterrichtet, schon bald nach ihrer Niederlassung ihren Mitbürgern beweisen konnten, wieviel schärfer das Urtheil über die wichtigsten Vorgänge, wieviel besser begründet und ausgebildet die ärztliche Hülfeleistung durch die klinische Schulung geworden war als früher.

Aber je eifriger Studium und Unterricht an den klinischen Anstalten betrieben wurden, je grösser der Zudrang der Lernbegierigen zu ihnen war, um so fraglicher erschien nach einiger Zeit der Schutz, den sie ihrerseits den Pfleglingen boten, die in ihnen Hülfe suchten. Als furchtbarer Würgengel, der dem blühenden Leben zahlreiche Opfer abforderte, suchte in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts gerade die grössten und berühmtesten Kliniken das Kindbettfieber heim. Nicht immer mit gleicher Heftigkeit, sondern durch zeitweise Nachlässe, denen um so grausamere Steigerungen folgten, das ärztliche Forschen und Mühen immer von Neuem äffend, war es in besonderem Maasse eine Geissel der beiden Städte, die als die Hochburgen moderner medicinischer Wissenschaft mit Recht bezeichnet werden konnten, nämlich Wiens und Berlins.

Wird doch aus Berlin berichtet,*) dass im Wintersemester 1859/60, trotzdem in den 50er Jahren Seitens der Ärzte und der Direction „alle nur irgend ausführbaren Massregeln" getroffen worden waren, von 341 Pfleglingen 102 erkrankt und 57 gestorben sind, das ist 16,7%, und von Wien, dass während der verheerendsten Endemie, in den 20 Monaten von Anfang Oktober 1841 bis Ende Mai 1843 eine Durchschnittssterblichkeit von 16,1% herrschte, und dass der Culminationspunkt erreicht wurde mit der wahrhaft erschreckenden

*) Monatsschrift f. G. IX. Bd. p. 85.

Höhe von 31,3%. Als allgemeine Durchschnittsmortalität der grossen Wiener Kliniken wird für die 30 Jahre von 1834 bis 1863 von Spaeth 4,5% berechnet. Wie günstig erscheint diesen Ziffern gegenüber die um ein Menschenalter früher von dem verdienstvollen Lukas Johann Boër für die Zeit von 1793 bis 1800 mitgetheilte Sterblichkeitsziffer von 1,5%!

In der That kann man sagen, dass mit dem wachsenden Glanz der Wiener medicinischen Schule, der die wissbegierigen Hörer aus aller Herren Ländern zuströmten, auch die Zahl unseliger Opfer wuchs, und weiterhin sagen, dass gleichzeitig mit der letzteren auch der erstere seinen Höhepunkt erreichte. Um dieselbe Zeit, in der Wien von dem vorwärtsstrebenden Berlin eingeholt wurde, eröffnete sich eine bessere Zukunft für die Pfleglinge der Kliniken.

Denn blitzartig hellte sich das Dunkel, das über dem Zustandekommen der Krankheit lagerte und ihre Bekämpfung aussichtslos machte, kurz vor der Mitte des Jahrhunderts, 1847, den Augen eines jugendlichen Forschers, des 28jährigen Ignaz Philipp Semmelweis, auf. Er war es, dem das Jahrhundert einen seiner wichtigsten Fortschritte verdanken sollte in der Bekämpfung der Wundinfection jeder Art, er war berufen, einer der glücklich-unglücklichen Wohlthäter der Menschheit zu werden.

Wir sehen den heiteren und empfänglichen jungen Mann, wie er am 1. Juli 1846 provisorisch die erste Assistentenstelle an der Abtheilung des Professor Klein im Wiener Allgemeinen Krankenhaus antritt, und zwar gleich mitten in einer Endemie. Denn in den ersten 4 Monaten, der von ihm so genannten ersten Dienstzeit, Juli bis Oktober 1846, herrschten auf der Abtheilung höchst traurige, den gewissenhaften Arzt schwer niederdrückende Zustände.*) Trotz pflichteifrigster Thätigkeit des Personals erlagen 15,13% der Pfleglinge. Herzzerreissende Scenen spielten sich vor seinen Augen ab; immer wieder sah er blühendes Leben jäh an den Rand des Grabes gerissen und qualvoll erlöschen; unheimlich wurde er immer wieder aufgeschreckt durch das Glöckchen des Kirchendieners, der dem

*) J. P. Semmelweis. Die Aetiologie, der Begriff und die Prophylaxis des Kindbettfiebers. 1861. pag. 33 u. pag. 52 u. flgde.

Priester die Sterbesacramente zur Station vorantrug und hierbei an der Thüre des Assistenzarztes vorbeikam. „Das verhängnisvolle Glöckchen war mir eine peinliche Mahnung, der unbekannten Ursache nach allen Kräften nachzuspüren.“ . . . „Ich appellierte während meiner ersten Dienstzeit an das Humanitätsgefühl der Diener Gottes und erreichte es ohne Anstand, dass die Priester künftighin auf einem Umwege, ohne Glockengeläute, ohne ein anderes Zimmer zu berühren, sich unmittelbar in das Krankenzimmer begaben.“

Ungenügend erscheint ihm alles, was die Wissenschaft lehrte über die Ätiologie des Leidens, nutzlos jede versuchte Änderung in der Pflege. Er beschliesst eine wissenschaftliche Reise anzutreten und zunächst nach Dublin zu gehen. Da indessen durch die Berufung Dr. Breits nach Tübingen die definitive Assistentenstelle für ihn schon zum 10. März 1847 frei wird, verzichtet er auf seinen ursprünglichen Reiseplan und beschränkt sich darauf, durch eine in Gesellschaft zweier Freunde am 2. März angetretene Reise nach Venedig Geist und Gemüt, die durch die Erlebnisse im vergangenen Spätsommer tief niedergedrückt waren, zu erheitern und aufzurichten.

„Mit verjüngten Kräften“ tritt er gleich nach der Rückkehr sein Amt an, als eine Trauerkunde ihn von Neuem mächtig erschüttert. Ein von ihm hochverehrter College, der Professor der gerichtlichen Medicin, Kolletschka, ist gelegentlich einer gerichtlichen Section durch das Messer eines seiner Schüler inficirt worden und den Folgen der Infection erlegen. „In diesem aufgeregten Zustand drängte sich meinem Geiste mit unwiderstehlicher Klarheit die Identität der Krankheit, an welcher Kolletschka gestorben ist, mit derjenigen, an welcher ich soviele Hunderte von Wöchnerinnen sterben sah, auf.“

So drückt er selbst das blitzartige Erkennen der fundamentalen Thatsache aus, dass in beiden Fällen gleiche Ursachen dem gleichen Prozess zu Grunde liegen, die in gleicher Weise von den Wunden ferngehalten oder unschädlich gemacht werden müssen. Ihrer genaueren Begründung und Vertiefung durch klinische Zusammenstellungen und durch das Experiment ist seine nächste Thätigkeit ausschliesslich gewidmet, ihrer Geltendmachung gegenüber den nichtssagenden Theorien der Schule, ihrer leidenschaftlichen Vertheidigung gegenüber wegwerfender oder doch stark einschränkender Kritik seine litterarische Thätigkeit.

Von grossem Interesse dürfte es vielen sein, zu erfahren, dass — wie ich auf Grund freundlicher persönlicher Mittheilung anführen kann — 30 Jahre später in ganz analoger Weise Robert Koch durch den Eindruck einer Autopsie so unmittelbar von der parasitären Natur des Milzbrandes überzeugt wurde, dass es ihm keine Ruhe liess, bis er in jahrelanger, für die Medicin höchst fruchtbarer Arbeit den mikroskopischen Nachweis des Milzbrandbacillus erbracht hatte.

Es ist bekannt, dass die Chirurgie die Grösse der Semmelweisschen Lehre so gut wie gar nicht beachtete und erst auf dem Umwege über Lister die Entstehung und Behandlung der Wundinfectionskrankheiten lernte. Aber auch von der Geburtshülfe gilt, dass sie, — allerdings zum guten Theil durch die Schuld des Entdeckers, — nur ausserordentlich zögernd die Wahrheit anerkannte, so dass Semmelweis selbst die Fülle des Segens, der von seiner Entdeckung ausging, nicht mehr schauen durfte. Als er, 47 Jahre alt, am 13. August 1865 starb, war seine Lehre zwar in die Klinik eingedrungen, aber die Zahl der Pathologen und Kliniker, welche überzeugte Anhänger und Verkündiger derselben waren, erschien doch klein gegenüber der Mehrzahl, die ihr nur einen bedingten Werth beimassen.

Nur hierdurch lässt es sich erklären, dass noch ein volles Jahrzehnt nach Semmelweis' Tode den grossen klinischen Instituten von einzelnen Ärzten im Ernst die Berechtigung der Existenz abgesprochen wurde, weil sie das Leben der Wöchnerinnen in zu hohem Grade gefährdeten. Aber jetzt — mit dem Jahre 1876 — war auch der Wendepunkt erreicht. Von nun an machte die Lehre von der Verhütung der Wundinfection, vor allem in Deutschland, nicht mehr zögernde, durch ewig neue Einwendungen gehemmte Fortschritte wie in der ersten Hälfte der 70er Jahre, sondern rasche und kräftige, die sich zu einem unwiderstehlichen und über alles Hoffen glänzenden Siegeszug gestalteten, nachdem die bakteriologische Untersuchung mit ihrer durch Robert Koch wohl ausgebildeten Methode der Klinik zu Hülfe kam.

Bald zeigte es sich, dass die Durchführung der vorbeugenden Massregeln, die Antisepsis und Asepsis, wie der Ausdruck lautete, in den grossen, geschlossenen Anstalten mit ihrem streng geschulten und überwachten Personal und ihren einfachen und übersichtlichen Einrichtungen besser gewährleistet war, als in der Privatpraxis. So ergab sich gerade auch für die Frauenkliniken bezüglich der Häufigkeit

der Todesfälle und Erkrankungen im Wochenbett das umgekehrte Verhältnis wie früher. Hier übrigens ebenso wie in den chirurgischen Kliniken nicht etwa mit einem Schlag, sondern Schritt haltend mit den von Jahr zu Jahr verbesserten Mitteln und Methoden, wie man sie dem Experiment und der geschärften klinischen Beobachtung verdankte. So zeigte Dohrn in einer verdienstvollen Zusammenstellung der Sterblichkeitsverhältnisse von 47 Anstalten, dass in den Jahren 1874 bis 1883, man kann wohl sagen im ersten Jahrzehnt der Antisepsis, die Anstaltsmortalität 1,37 % betrug. Wenn Dohrn die Vermuthung aussprach, dass die Anstaltsmortalität für längere Zeit auf den für die Privatpraxis geltenden Prozentsatz, der mit 0,6 bis 0,7 % angenommen wird, nicht herabgedrückt werden würde, so täuschte er sich. Denn schon Ende der 80er Jahre und im Beginn der 90er Jahre wurden trotz aller die Gesammtsterblichkeit der Anstalten belastenden Momente aus mehreren Kliniken Resultate mitgetheilt, die denen der Privatpraxis zum Mindesten nicht nachstanden.

Das gilt auch von der Giessener Klinik. Auch hier war nach Dohrns Tabelle die Gesammtsterblichkeit in den Jahren 1874 bis 1883 gleich 1,33 %, während sie in den Jahren 1888 bis 1892 nur 0,53 betrug. Wenn man aber nicht die Gesammtmortalität, sondern nur die puërperale Anstaltssterblichkeit betrachtet, so ist sie in dem genannten Zeitraum, ebenso wie in dem spätern Quinquennium, 1894 bis 1898, auch dann, wenn wir in den zweifelhaften Fällen zu Ungunsten der Klinik entscheiden, in Giessen bis auf 0,1 % gesunken. Ganz analoge Zahlen finden sich in den klinischen Berichten der 90er Jahre aus Prag, Würzburg, Berlin u. s. w.

Die Beobachtung von dem reichen Segen, den die neue Lehre den Instituten brachte, deren Nothständen sie, wie wir gesehen haben, ihre Entstehung verdankte, musste sicher alle Herzen mit freudigem Stolze erfüllen. Es erhob sich aber alsbald die weitere Frage, ob und inwieweit der gesammten Bevölkerung ein Nutzen aus der Erkenntnis von der Entstehung des Kindbettfiebers erwachsen ist. Die Zahl der in den Anstalten abgewarteten Geburten ist ja nur ein kleiner Bruchtheil der Geburten überhaupt, in Preussen etwa 1 %. Der Einfluss noch so günstiger statistischer Verhältnisse bei diesem

kleinen Bruchtheil wird für die Gesammtmortalität und -Morbidität ein verschwindend geringer sein müssen, wenn der Segen der gewonnenen Erkenntnis nicht auf weitere und weiteste Kreise des Volkes fortwirkt.

Es ist nun höchst erfreulich, dass die seit dem Jahre 1888 auf meine Anregung mit ausserordentlichem Fleiss von Ehlers angestellten statistischen Untersuchungen für den preussischen Staat und speziell für Berlin eine langsam aber stetig fortschreitende Verbesserung der Sterblichkeitsverhältnisse auch für die gesammte Bevölkerung erkennen lassen. Für mich ist die Freude hierüber um so lebhafter als ich gleich im Beginn meiner Dozententhätigkeit die Ehre hatte, der von der Berliner Geburtshülflichen Gesellschaft eingesetzten Puerperalfieberkommission unter dem Vorsitz Karl Schröders anzugehören. Mit ihrem energischen Appell an das preussische Ministerium, in welchem Schröder den Verlust, den der Staat jährlich durch die Todesfälle an Puerperalfieber erleidet, mit der Aufreibung ganzer Landwehrbataillone vergleicht, und mit der werthvollen, allen spätern Arbeiten zu Grunde liegenden Statistik von Max Boehr bildet die Thätigkeit der Kommission einen bedeutungsvollen Markstein in der Entwickelung dieser überaus wichtigen Frage.

Der Umstand, dass die moderne geburtshülfliche Hygiene in den weiteren Kreisen des Volkes ohne Zweifel viel zögernder ihre Segnungen entfaltet, als in den Kliniken, hat verschiedene Folgeerscheinungen hervorgebracht.

Zunächst ist der Zudrang zu den staatlichen Anstalten überhaupt grösser geworden; mehr und mehr erstreckt er sich auch auf Kreise, die ihnen noch vor 1 bis 2 Jahrzehnten fernblieben. Das Beispiel Giessens liefert hierfür einen sprechenden Beweis. Während im Jahre 1888 die Geburtenzahl 155 betrug, war sie 1898 auf 422 gestiegen, und sie würde ohne Zweifel in den letzten Jahren noch etwas höher gekommen sein, wenn die zur Verfügung stehenden Räume eine höhere Belegzahl zugelassen hätten, ohne dass gewisse Nachtheile für die Pfleglinge erwachsen wären. Es hat sich aber ausserdem gerade an unserer kleinen Giessener Klinik sehr deutlich herausgestellt, wie unter den Hülfsbedürftigen, die für die schweren Stunden der Gefahr den Schutz der Klinik aufsuchen, die Zahl der verheiratheten Frauen stetig wächst. Während sie im Jahre 1889 nur 10,5% der Verpflegten ausmachten, betrug das Verhältnis

im Jahre 1896 bereits 15,7% (69 von 406) und stieg 1898 auf 19,7% (83 von 422). Diese Zunahme der Verheiratheten ist nach unsern Aufzeichnungen wenigstens in $^2/_3$ der Fälle nicht oder nicht lediglich durch die Gefahren bestehender Complicationen, sondern in erster Linie durch die sozialen Verhältnisse begründet gewesen, ein Punkt, auf dessen Bedeutung wir weiter unten zurückkommen werden.

Die *weitere* Folge der vorzüglichen Ergebnisse der Anstaltsbehandlung ist die unermüdliche Arbeit, die seit Jahrzehnten von staatlichen und städtischen Behörden, von Ärzten und Ärztevereinigungen geleistet wird, um denjenigen Stand zu heben und namentlich mit den Grundsätzen der Prophylaxe zu durchdringen, dem die Abwartung der meisten Geburten — man nimmt an 95% — obliegt, den Stand der *Hebammen* und *Wochenpflegerinnen*. Ich gehe an dieser Stelle nicht auf Einzelheiten ein, so nahe es auch für den Fachmann liegt, der Umsicht und Fürsorge zu gedenken, mit der gerade in *unserm Grossherzogthum* die einschlägigen Massregeln *festgestellt*, den Fortschritten der Wissenschaft entsprechend *immer* neu *ergänzt* und *verbessert* und Seitens der Medicinalbehörden *durchgeführt* worden sind.

Ich wende mich vielmehr gleich derjenigen humanitären Bewegung zu, die, zunächst von Frauenärzten ausgehend, ohne Zweifel in den weitesten Kreisen das Interesse wachgerufen hat, der Errichtung von Wöchnerinnenasylen, *Heimstätten* für Wöchnerinnen ausser und neben den bestehenden staatlichen *Unterrichtsanstalten*. Gewiss sind sie keine isolirte Schöpfung, sondern nur ein Glied in der grossen Kette von Liebeswerken, durch die das scheidende Jahrhundert ausgezeichnet ist. Wie die Reconvalescentenhäuser für entlassene Krankenhauspfleglinge, wie die Pflegestätten für Brust- und Nervenkranke und so viele andere Zufluchtsstätten, die sich im Laufe der letzten beiden Jahrzehnte den Armen und Schwachen, den Mühseligen und Beladenen, durch das freie Zusammenwirken der Einzelnen und durch die Fürsorge der Communen geöffnet haben, legen auch die genannten Heimstätten Zeugnis davon ab, dass das lebende Geschlecht *ein Herz* hat für den leidenden Mitmenschen, und dass es bereit ist, alles aufzubieten, um die Nothleidenden vor der Verzweifelung zu bewahren, den wilden Hass der Enterbten zu entwaffnen. In welcher Lage und zu welcher Zeit

könnte sich aber wahre Menschenliebe stärker und unmittelbarer zu werkthätiger Hülfe gedrängt fühlen, als da, wo tausendfache Gefahren das mütterliche und das werdende Leben umgeben, gegen die in den Kreisen der Besitzenden die mannigfachste Fürsorge getroffen wird, während das Weib des Armen ihnen hülflos preisgegeben erscheint?

Zunächst soll der Arbeit kurz gedacht sein, die ganz analog den Reconvalescentenhäusern Pflegestätten für die aus den Anstalten allzu früh Entlassenen erstrebte, wo die junge Mutter mit ihrem Kinde sich erst soweit erkräftigen könnte, dass sie den harten Kampf ums Dasein wieder aufzunehmen vermöchte. Diese Agitation hatte in Deutschland ihre Vorkämpfer unter den Frauenärzten der Grossstädte, die als Assistenzärzte der Kliniken und Polikliniken ebenso wie in ihrer späteren privatärztlichen Thätigkeit vielfach Zeugen des Jammers und des bleibenden Siechthums waren, wie sie sich bei den zu früh auf die Strasse Gestossenen entwickelten. Ein Vortrag, den ich am 27. Januar 1888 in der Gesellschaft für Geburtshülfe und Gynäkologie in Berlin hielt, gab den Anlass zur Einsetzung einer Kommission, welche die Frage der Einrichtung von Pflegestätten für unbemittelte Wöchnerinnen zu prüfen hatte. Auf den Vorschlag dieser Kommission (Gusserow, A. Martin, J. Veit, Odebrecht, Löhlein), deren Referent ich war, reichte die Gynäkologische Gesellschaft der Ärztekammer der Provinz Brandenburg wie auch gleichzeitig dem Magistrat von Berlin eine Denkschrift ein, in der die einschlägigen Verhältnisse geschildert und dringend um Abhilfe gebeten wurde. „Sollen wir", so hiess es in der Denkschrift, „in dem Moment, wo die Aufmerksamkeit der Communen wie die Privatwohlthätigkeit in so erfreulicher Weise sich der Errichtung von Reconvalescentenhäusern zugewandt hat, nicht nachdrücklich unsere ärztliche Überzeugung aussprechen, dass es kaum einen einzigen Krankheitszustand giebt, bei dem die allzu frühe Rückkehr zu anstrengender Thätigkeit bei schlechter Ernährung so sicher zu dauernder Invalidität führt, wie dies im Wochenbett der Fall ist? Nach unserer Auffassung handelt es sich bei der Errichtung von Wöchnerinnenpflegen um die Erfüllung einer auffallend lange versäumten Pflicht, die unter den humanitären Aufgaben der Gegenwart in vorderster Reihe steht."

Die ärztlichen Kreise nahmen unsere Anregung ausserordentlich günstig auf; hülfsbereite Hände thaten sich überall auf, und in kurzer Frist kam es zur Gründung einer Heimstätte für pflegebedürftige Wöchnerinnen in Berlin. Trotzdem und obgleich weiterhin der Magistrat von Berlin, wohl einer Anregung von Allerhöchster Stelle folgend, am 1. November 1891 ein trefflich eingerichtetes Wöchnerinnenheim in Blankenfelde eröffnete, war die Zahl derer, die von der Wohlthat der Einrichtung Gebrauch machten, sehr gering. Mit schmerzlicher Enttäuschung habe ich, nachdem ich im Oktober 1888 dem Rufe nach Giessen gefolgt war, ersehen, dass namentlich die letztgenannte Heimstätte so schwach besucht wurde, dass sie im November 1892 wegen zu geringer Belegung geschlossen wurde. Die wenigen, die sich in den folgenden Jahren zur Aufnahme meldeten, fanden Unterkunft in der Nebenabtheilung einer andern Heimstätte für Reconvalescenten, in Blankenburg, wo in den Jahren 1893 bis 1895 durchschnittlich 30 Wöchnerinnen mit ihren Säuglingen Aufnahme fanden. Welche verschwindende Ziffer gegenüber dem offenkundigen Bedürfnis der Millionenstadt! Worin liegt der Grund der auffallenden Erscheinung?

Zunächst — und hierauf war ich schon durch meinen Breslauer Collegen (Fritsch) bald nach der Veröffentlichung meines Vortrags vorbereitet worden — spielt neben dem Leichtsinn und der Unerfahrenheit vieler eine wichtige Rolle das tiefwurzelnde Verlangen, die persönliche Unabhängigkeit wieder zu erlangen, das heisst, von der, wenn auch noch so milden Anstaltsdisciplin befreit zu werden. Mag dieser Drang nach Freiheit bei den verschiedenen deutschen Stämmen und dem verschiedenen Bildungsstand der untern Volksklassen noch so grosse Schwankungen zeigen, immer und überall wird man mit diesem Faktor rechnen müssen. Hiervon habe ich mich durch zahlreiche Nachfragen bei den zur Entlassung gelangenden Personen bis in die letzten Jahre immer von Neuem überzeugt.

Ebenso schwer aber fiel ein anderer Umstand zu Ungunsten der Pflegestätten für Wöchnerinnen in die Wagschale, nämlich die mächtige Concurrenz, die ihnen erwuchs durch die gerade am Ende der 80er und im Anfang der 90er Jahre in Deutschland begründeten und kräftig geförderten Wöchnerinnenasyle. In diesen sollte

nicht die *Reconvalescenz* der aus den Anstalten Entlassenen abgewartet werden, sondern hier handelte es sich um *Zufluchtsstätten*, in denen die Frauen der Armen, in erster Linie der Arbeiter der grossen Industriestädte, die *schweren Stunden der Geburt selbst* und *dann* das Wochenbett abwarten sollten. Und zwar unter hygienisch günstigeren Verhältnissen als auch eine weitgehende häusliche Unterstützung und Pflege sie den Hülfsbedürftigen in ihrer Wohnung gewähren konnte.

Schon der Umstand, dass es sich um *Frauen* handelte, nicht um unglückliche oder leichtsinnige Mädchen, erleichterte manchen, und zwar besonders einflussreichen Kreisen, die der erstgenannten Bewegung gegenüber Zurückhaltung gezeigt hatten, die Betheiligung an dem Liebeswerk. Dass es sich ausserdem in erster Linie um *Arbeiterfrauen* der Industriebezirke handelte, musste gerade in der Gegenwart dem Unternehmen ein gesteigertes Interesse zuwenden. Es kam hinzu, dass eine für die Noth des Volkes warm empfindende hohe fürstliche Frau, die Grossherzogin Luise von Baden, den in Mannheim und Carlsruhe segensreich wirkenden Anstalten ihre fürstliche Protection gewährte. Endlich fanden sich Ärzte, wie Brennecke in Magdeburg, welche die in den Kammern der Armuth und des Elends bestehenden Nothstände gründlich kannten, mit wahrer und daher unermüdlicher Begeisterung auf die hohe Bedeutung der neuen Institution hinwiesen und dieser immer höhere Ziele steckten.

Und so kam es, dass die Zahl der zumeist auf freiwillige Zuwendungen gegründeten Asyle, die im Jahre 1888 erst 4 betrug, am Ende des Jahres 1898 bereits auf 21 gestiegen war. Ihre Ergebnisse in hygienischer Beziehung waren vorzügliche, wie sie auch durch die hingebendste Hauspflege kaum zu erreichen sein dürften. Jeder Menschenfreund muss an der Erscheinung seine helle Freude haben, die durch die ängstliche Sorge, dass durch die erwachsende Concurrenz etwa die staatlichen Unterrichtsanstalten beeinträchtigt werden könnten, keinen Augenblick getrübt werden darf. Wenn die Asyle z. Th. nicht allein in der den Ehefrauen der Armen und Unbemittelten gewährten Hülfe ihre Aufgabe erblicken, wenn sie der Heranbildung und Überwachung eines wohlgeschulten Pflegepersonals dienen, wenn sie Centralstellen für die Fragen der Wochenbettshygiene eines bestimmten Kreises werden wollen, so wird diesen

verschiedenen Aufgaben ja sicher nicht überall in gleichem Maasse genügt werden können. Das Bestreben aber, auch von diesen Centren aus durch immer neue Canäle die Fortschritte unseres Wissens und Könnens der Frauenwelt zu Gute kommen zu lassen, wird in jedem Falle Achtung und Förderung verdienen. Die weitere Verbreitung, die durch die Wöchnerinnenasyle die Anstaltspflege mit ihren Segnungen gewonnen hat, darf vom humanitären Standpunkt aus als ein besonders bedeutsamer Fortschritt der Geburtshülfe überhaupt anerkannt werden.

So sahen wir, wie die klinischen Anstalten für *Geburtshülfe* in Deutschland schwierig und langsam Boden gewannen, und wie sie alsbald dem ärztlichen Wissen und Können und damit der Menschheit reiche Frucht trugen. Wir sahen, wie dann ein Zeitpunkt kam, wo, ungeachtet ihrer glänzenden Erfolge, ihre Berechtigung vielen fraglich erschien wegen der zahlreichen Menschenopfer, die an die gemeinsame Unterbringung und Verpflegung geknüpft zu sein schienen. Wir sahen, wie das beklemmende Dunkel, das über der hohen Sterblichkeitsziffer der Kliniken lag, von der Fackel des Genius aufgehellt, und gleichzeitig der Weg gezeigt wurde, um innerhalb und ausserhalb der Anstalten dem Tode und dem Siechthum ihre Beute von Jahr zu Jahr siegreicher streitig zu machen.

Hätte die geburtshülfliche Klinik in den letzten 50 Jahren nichts als jene *eine* grosse Wahrheit gezeitigt, so hätte sie sich allein hierdurch um die Menschheit in hohem Maasse verdient gemacht. Aber gerade unter dem Schutz der gewonnenen Erkenntniss durfte sie in dem Studium und der Behandlung der physiologischen und pathologischen Vorgänge zahlreiche, kaum erhoffte Fortschritte verzeichnen, um so mehr, als sie es wohl verstand, die reichen und rasch sich folgenden *Ergebnisse* der *Gesammtmedicin* für die Lösung der sie interessirenden Fragen zu verwerthen.

Und hiermit nicht genug. Was in der ersten Hälfte des Jahrhunderts nur als schwach entwickelter Zweig an dem Stamm der geburtshülflichen Klinik trieb — *die Gynäkologie* im engeren Sinne — das entwickelte sich von Jahr zu Jahr kräftiger zum weithin schattenden Baum, der, neben dem mütterlichen Stamm ragend, mit ihm durch die gemeinsame Wurzel fest für immer verbunden, immer neue und immer reichere Frucht trägt.

Indem ich mich nun zur Chronik der Universität wende, habe ich zunächst des unersetzlichen Verlustes zu gedenken, der wie alle patriotisch gesinnten Deutschen auch uns traf, als in der Nacht vom 30. zum 31. Juli 1898 das Herz des Altreichskanzlers Fürsten Otto von Bismarck zu schlagen aufhörte.

Ich nenne ihn an dieser Stelle, denn er war Doctor noster, nachdem ihm am 10. November 1888, dem Geburtstag Dr. Martin Luthers, Seitens der Giessener theologischen Fakultät die Doctorwürde übertragen worden war, ihm dem Einzig-Grossen, wie es im ersten Satz des gehaltvollen Diploms heisst, viro magno unico impavido indefesso, qui timet neminem praeter Deum ejusque numine res humanas regi pie confidit.

Das Band, das durch die Ernennung zum Ehrendoctor zwischen einer Fakultät und einem besonders verdienten Mann hergestellt wird, ist ja an und für sich ein lockeres, und wer den Kreisen der Universität fern steht oder kein Herz hat für ihre ehrwürdigen Traditionen, mag billig spötteln über den Eisernen Kanzler als Doctor aller vier Fakultäten. Für uns und alle, die überzeugt sind, dass unser Volk die berufenen Hüter seines höchsten Schatzes, seiner idealen Güter und Gaben, in den Universitäten erblicken darf, liegt ein tiefer Sinn darin, dass die vier Fakultäten ihn mit ihrer Doctorwürde geschmückt wissen wollten. Jede von ihnen wollte für sich damit bekunden, dass der grosse Mann auch ihr einen unvergänglichen Dienst geleistet hatte, indem er das Vaterland schuf, nach dem die edelsten Geister zweier Generationen in Sehnsucht sich verzehrt hatten, und dessen Dienst nunmehr die Jugend stolz und freudig sich weihen durfte; — jede von ihnen wollte bekunden, dass der scharfe Blick, der das Ziel erfasst und festhält, der unbeugsame Wille, der alle Hindernisse aus dem Weg räumt, die treue Hingebung, die das Leben voll und ganz in den Dienst der Idee stellt, in Bismarcks Person Fleisch und Blut geworden waren. Welches Vorbild für geistiges Ringen und Streben jedweder Richtung konnte in Gegenwart und jüngster Vergangenheit gefunden werden, das der Herkules-Arbeit dieses Mannes gleichkam? Fürwahr, man musste den Blick zurückwenden bis zu dem grossen Wittenberger Doctor, um einer gleich machtvollen Persönlichkeit zu begegnen, die in ähnlicher Weise durch ihre urwüchsige

Kraft, ihren festen Willen und ihren fröhlichen Kampfesmuth die Nation der Deutschen im Innersten bewegt und in neue Bahnen fortgerissen hatte.

Fürchten Sie nicht, dass ich versuche, das Bild des grossen Mannes Ihnen zu schildern. Er hat es wahrlich nicht um uns verdient, in wenigen flüchtigen Sätzen abgehandelt zu werden. Dazu haben unsere beiden Historiker, die Herren Collegen Oncken und Höhlbaum, seines unvergleichlichen Wirkens bereits gedacht, der letztere von dieser Stelle aus in einer unter dem frischen Eindruck des grossen Verlustes am Ende des Sommersemesters 98 (3. August) vor einer tiefbewegten Trauerversammlung gehaltenen stimmungsvollen Rede.

Nur der unbedingten Verehrung und Anhänglichkeit, deren Bismarck bei der deutschen studierenden Jugend sich erfreute, sei am heutigen Tage mit einigen Worten gedacht. Sie bestand nicht etwa vom Anfang seines öffentlichen Wirkens an, sondern sie erwuchs erst aus seinen politischen Grossthaten, besonders denen von 1870/71, um von da an immer inniger sich zu gestalten und immer begeisterter sich zu äussern. Aus der Erinnerung an mein eigenes erstes Semester, — es war das Sommersemester 1866! — kann ich Ihnen einen kleinen Beleg mittheilen: Als am 4. Juli 1866 das Telegramm „eines grossen preussischen Sieges bei Königgrätz" in Jena angeschlagen wurde, brach ein mir befreundeter gleichsemestriger Commilito, ein junger Ostpreusse, auf der Strasse in ein begeistertes Hoch auf Bismarck aus. Dies fand aber bei der damals noch herrschenden Stimmung eine so wenig freundliche Aufnahme, dass wir den Enthusiasten schleunig in das alte Burschenhaus des Burgkellers retten mussten Aber wie sollten sich die Zeiten ändern und wir in ihnen! Welch' überwältigender Sturm der Begeisterung in demselben Jena, als im Sommer 1892 Bismarck die Musenstadt besuchte und der versammelten Studentenschaft auf dem Marktplatz ein grossartiges Geschichtscolleg las!

Dieselbe flammende Begeisterung zeigte sich bei der Huldigung, die unter der Führung sämmtlicher Rektoren deutscher Universitäten die gesammte deutsche Studentenschaft am 1. April 1895 dem greisen Kanzler in Friedrichsruh darbrachte. Die Worte, die dieser damals zu seinen Lieblingen sprach, haben in ungezählten deutschen Jüng-

lingsherzen Gelöbnisse wach gerufen, deren Nachwirkung lebendig sein wird, wenn längst des Alters Schnee sich auf die Scheitel gesenkt hat, um die an jenem Tage die blonden Locken wehten.

Der innigen Verehrung der Studentenschaft für ihren Heros entsprach ihr tiefer Schmerz bei seinem Heimgang. Sie hat diesen Schmerz vielfach in ergreifender Form geäussert und betrachtet es als eine heilige Pflicht, das Andenken Bismarck's von Generation zu Generation in höchsten Ehren zu erhalten.

In welcher Gestalt wird er ihr, wird er überhaupt dem geistigen Auge künftiger Geschlechter vorschweben? Als der machtvolle Thor? als einer der gewaltigen Recken der Nibelungensage? als der tapfere Ritter Georg, der den Lindwurm der Zwietracht getödtet? Alle diese Vergleiche würden einseitig sein, und ihm selbst hätten sie wohl sicher nicht behagt. Er, der so gross und gewaltig und dabei doch so schlicht und allem Scheinwesen abhold war, wird wenn irgend eine Gestalt der neueren Geschichte am treffendsten durch das Wort des grossen Briten gekennzeichnet:

Er war ein Mann; nehmt alles nur in allem,
wir werden nimmer seines Gleichen seh'n.

Von dem äusseren Leben unserer alma mater sind zahlreiche Veränderungen zu berichten, die sich seit dem 1. Juli 1898 vollzogen haben.

Aus dem Lehrkörper schieden aus der ordentliche Professor der Pharmakologie Dr. Karl Gaehtgens und der ordentliche Professor der Physik Dr. Otto Wiener. Der Erstere, welcher 18 Jahre lang seine Kräfte der Universität gewidmet hatte, wurde durch Dekret vom 31. August 1898 auf sein Nachsuchen aus Gesundheitsrücksichten in den Ruhestand versetzt und ihm gleichzeitig das Ritterkreuz I. Kl. des Philippsordens verliehen. Professor Wiener, der seit dem Herbst 1895 seine Lehrthätigkeit in Giessen ausgeübt hatte, folgte Ostern 1899 einem Ruf an die Universität Leipzig. An die Stelle der beiden genannten Herren traten der ausserordentliche Professor und Assistent am pharmakologischen Institut der Universität Bonn Dr. Julius Geppert und der ausserordentliche Professor an der technischen Hochschule in Aachen Dr. Wilhelm Wien, beide mit Wirkung vom 1. April 1899.

Zu ausserordentlichen Professoren wurden ernannt bei der medicinischen Fakultät die Privatdocenten Dr. Heinrich Walther und Dr. Georg Sticker am 31. Dezember 1898, bei der philosophischen Fakultät Dr. Robert Haussner am 29. October 1898.

Eine Vermehrung der Lehrkräfte erfolgte in der theologischen Fakultät durch die am 2. Januar 1899 erfolgte Bestellung eines Repetenten in der Person des Herrn Fritz Herrmann, bisher Pfarrassistenten in Schotten, in der juristischen Fakultät durch die am 1. October erfolgte Bestellung eines Assistenten in der Person des Privatdocenten Dr. Erich Jung. — In der philosophischen Fakultät habilitirten sich: am 14. October 1898 Dr. Ernst Kornemann, aus Rosenthal, für alte Geschichte und Epigraphik, — am 19. Dezember 1898 Dr. Walther Kinkel, aus Hagen, für das Fach der Philosophie, — am 9. Februar 1899 Dr. Karl Helm, aus Karlsruhe, für das Fach der germanischen Philologie, am 4. März 1899 Dr. August Messer, aus Mainz, für Philosophie und Pädagogik.

Anlässlich der Feier des Geburtstages Ihrer Königlichen Hoheiten des Grossherzogs und der Grossherzogin wurde dem ordentlichen Professor Dr. Moritz Pasch der Charakter als Geh. Hofrath verliehen. Durch die Verleihung des Ritterkreuzes I. Klasse des Philippsordens wurden ausgezeichnet der Geh. Med. Rath Professor Dr. Hermann Löhlein und der ordentliche Professor Dr. Johann Wilhelm Spengel, durch die Verleihung des Ritterkreuzes II. Klasse desselben Ordens der langjährige Universitäts-Sekretär Kanzleirath Fritz Schäffer. Ausserdem wurde an diesem Tage dem Universitätsgärtner Friedrich Rehnelt der Charakter als Garteninspektor verliehen.

Die Funktionen eines ständigen Referenten der akademischen Administrations-Commission wurden vom 1. October 1898 an dem Obersteuerinspektor in Giessen Herrn Adolf Weissenbruch übertragen, nachdem der bisherige ständige Referent Herr Konrad Bornscheuer als Obersteuerrath nach Darmstadt (September 1898) versetzt worden war.

Wegen anhaltender Kränklichkeit wurde der erste Universitätsdiener Ludwig Wedel am 12. April 1899 in den Ruhestand versetzt, unter Verleihung des silbernen Kreuzes des Philipps-Ordens

als Anerkennung seiner treu geleisteten Dienste. Er erlag seinem Leiden bereits am 21. Juni d. J. — Ebenso wurde der Universitäts-Kanzleidiener Johannes Reeh am 9. März 1899 in den Ruhestand versetzt. Die Stelle des letztgenannten wurde am 1. April provisorisch dem Gardesergeant Martin Scherf, die des erstgenannten seit dem 11. Juni d. J. provisorisch dem Schutzmann Johannes Schädel in Giessen übertragen. — Der Finanzaspirant Wilhelm Erle aus Giessen wurde seit dem 1. October 1898 als Universitäts-Kanzleigehülfe angestellt.

Von Festlichkeiten, an denen Lehrer und Studierende der Hochschule unter Führung des Rektors sich betheiligten, ist zu erwähnen die gelegentlich des allerhöchsten Geburtstages stattfindende Enthüllung des Landesdenkmals für den verstorbenen Grossherzog Ludwig IV. in Darmstadt und die Beglückwünschung des verehrten Seniors der medicinischen Fakultät, des Geh. Med. Rath Prof. Dr. Eckhard, anlässlich seines 50jährigen philosophischen Doctorjubiläums.

Das letzte Geleite gab die Studentenschaft unter Führung der Professoren am 7. Novbr. 1898 dem cand. med. Otto Jäger, der am Anfang des Wintersemesters einem längeren Siechthum erlag.

Der Universitätsbibliothek wurde in dankenswerther Weise Seitens der Wittwe des Grossherzogl. Kreisarztes Dr. Schmidt eine grössere Anzahl älterer medicinischer Werke geschenkt. Ebenso von den Erben des Provinzialrabbiners Dr. Levi hier, hebräische und rabbinische Bücher als Ergänzung der schon bei Lebzeiten Dr. Levi's gemachten Schenkung seiner Büchersammlung.

Ich komme zu meiner letzten Aufgabe: das Ergebnis der letzten Preisbewerbung zu verkündigen und die für das Jahr 1899/1900 gestellten Preisaufgaben mitzutheilen.

Das von der theologischen Fakultät gestellte Thema: „Die pseudojustinische cohortatio ad Graecos soll auf ihre Abfassungsverhältnisse untersucht werden" hat eine Bearbeitung gefunden mit dem Motto: „Gloria Dei vivens homo: vita autem hominis visio Dei".

— Das Urtheil der Fakultät über diese Arbeit lautet: Die Arbeit zeugt von guter Methode und besonnener Kritik. Das nach sorgfältiger Prüfung der Gründe und Gegengründe mit selbständigem Urtheil gewonnene Ergebnis stellt einen wesentlichen Beitrag zur Beantwortung der gestellten Frage dar. Freilich lassen sich an dem die Theologie der Cohortatio behandelnden Abschnitt nicht unbedeutende Ausstellungen machen, und die Beweisführung bedarf an einigen Stellen der Ergänzung. Da indessen durch diese Mängel das Hauptergebnis nicht berührt wird, so erkennt die Fakultät der Arbeit den vollen Preis zu.

Als Verfasser ergiebt sich:

Wilhelm Gaul, stud. theol. aus Ober-Ingelheim.

Die juristische Fakultät hatte als Thema gestellt: „Das gesetzliche Pfandrecht des bürgerlichen Gesetzbuches." Es ist eine Bearbeitung eingelaufen mit dem Motto: „Fortes fortuna adjuvat." — Das Urtheil der Fakultät lautet: Die mit dem Motto „Fortes fortuna adjuvat" eingereichte Arbeit entspricht den Anforderungen der Fakultät nicht. Der Verfasser hat sich im Wesentlichen damit begnügt, die in Betracht kommenden Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuches in rein äusserlicher Anordnung wiederzugeben. Sie auch juristisch zu erfassen, Folgerungen aus ihnen zu ziehen, juristische Prinzipien zu formuliren, hat der Verfasser kaum auch nur versucht. Insbesondere hat er die Hauptfrage in der Lehre vom gesetzlichen Pfandrecht, die Anwendbarkeit der Vorschriften über das rechtsgeschäftliche Pfandrecht, in durchaus unzureichender Weise behandelt. Von einer Verwerthung des bisherigen Rechts und seiner Doktrin hat der Verfasser geglaubt, ganz absehen zu dürfen, obgleich er doch schon hier manches auch für das Verständnis der Vorschriften des bürgerlichen Gesetzbuches förderliche gefunden haben würde. — Da die Arbeit schliesslich auch eine Reihe unzweifelhafter Fehler aufweist, so bedauert die Fakultät, ihr den Preis nicht zuerkennen zu können.

Von den Seitens der medicinischen Fakultät gestellten Preisaufgaben hat nur diejenige für den Balserpreis eine Bearbeitung gefunden. Das Urtheil der Fakultät über diese lautet: Die unter dem Motto: „Quae medicamenta non sanant, ferrum sanat" eingereichte Abhandlung giebt zwar von der chirurgischen Behandlung

der Gallensteinkrankheit eine klare und übersichtliche Darstellung, in demjenigen Theil der Abhandlung aber, welcher sich auf die Pathologie der Gallensteinkrankheit bezieht, hat der Verfasser verschiedene Abschnitte nicht mit der nöthigen Sorgfalt durchgearbeitet. In Anbetracht dieses Mangels kann die Fakultät trotz des Fleisses, der auf die Arbeit verwendet worden ist, derselben den Preis nicht zuerkennen.

Von den 5 von der philosophischen Fakultät gestellten Preisaufgaben ist diejenige aus der Zoologie nicht bearbeitet worden.

Über die andern 4 Preisaufgaben liegen folgende Urtheile und Beschlüsse vor:

1. griechisch-philologische Aufgabe.

Der Verfasser der mit dem Motto: „sapere aude" bezeichneten Arbeit hat, um festzustellen, in welchen Chorgesängen ihrer Dramen die griechischen Tragiker und Komiker Hymnen und Liturgien, die in religiösen Kulten gebraucht wurden, nachbildeten, aus vorhandenen Sammlungen ritueller Lieder und inschriftlichen Hymnen, die nachgewiesener Maassen solchen Zwecken dienten, grundlegendes Material genügend zusammengestellt. Die Untersuchung selbst hat er nur mit einer Reihe wenig geordneter Beobachtungen begonnen, hier und da Ergebnisse auf richtigem Wege gewonnen. Es ist zu erwarten, dass eindringendere Weiterarbeit reicheren Ertrag liefern und die Aufgabe lösen werde. Dem Versuche will die Fakultät die Anerkennung nicht versagen und erkennt der Arbeit den Preis zu.

Als Verfasser ergiebt sich:

Friedrich Adami, stud. philol. cl. aus Worms.

2. Römisch-philologische Aufgabe.

Es sind zwei Bewerbungen eingelaufen: a) der Verfasser der Preisarbeit mit dem Motto: „Schaffe für Dich und in Dir; dies Schaffen, indem es Dich Dir selbst giebt, giebt Dich der Welt (Humboldt)", hat sich für die Materialsammlung zwar nicht weite Grenzen gesteckt. In der Erklärung geht er auf die eigentlichen Schwierigkeiten nicht überall gleichmässig ein, und sein Urtheil lässt bisweilen die Bestimmtheit vermissen. Aber er hat auf dem neuen Gebiete den richtigen Weg gefunden, sich nach Kräften bemüht, ein Bild der römischen Soldatensprache zu entwerfen, und hat innerhalb der gesteckten Grenzen mit anerkennenswerthem Fleiss den Stoff

ziemlich vollständig zusammengebracht. Die Fakultät gewährt ihm daher den vollen Preis.

Als Verfasser der Arbeit „Schaffe für Dich u. s. w." ergiebt sich:

Georg Schmahl, stud. philol. cl. aus Worms.

b) in der Preisarbeit mit dem Motto: „πεῖρά τοι μαθήσιος ἄρχα" wird der Begriff der römischen Soldatensprache scharf bestimmt und die Bedingungen für unsere Erkenntnis der Standessprachen bei den Römern festgestellt. Das Material, das der Verfasser bei der Durchforschung eines grossen Theils der römischen Literatur gewonnen hat, ist gut geordnet, wird gründlich geprüft und meist richtig erklärt. Für die Wechselwirkung mittels der Soldatensprache zwischen den Römern und den im Laufe der Jahrhunderte mit ihnen zusammentreffenden Völkern sind gute, noch entwickelungsfähige Andeutungen gemacht. Mit vorsichtiger Abwägung, aber klar und bestimmt, hat der Verfasser die Grundlinien gezeichnet für die bis jetzt noch fehlende Geschichte der römischen Soldatensprache mit einer Sammlung der Überreste. Die Fakultät erkennt ihm den vollen Preis zu.

Als Verfasser der Arbeit πεῖρά τοι μαθήσιος ἄρχα ergiebt sich:

Johann Kempf, stud. philol. cl. aus Mainz.

3. Mathematische Aufgabe.

Die mathematische Aufgabe hat eine Bearbeitung gefunden mit dem Kennwort: „Nicht allein das Angeborene, sondern auch das Erworbene ist der Mensch (Goethe)". Der Verfasser dieser Bewerbungsschrift hat die Untersuchung der binären Formen bis zu den biquadratischen durchgeführt und ausserdem die bilinearen in Betracht gezogen. Dabei zeigt er eindringendes Verständnis des Gegenstandes und entschiedene Befähigung zu selbständiger mathematischer Arbeit. Sein Urtheil ist sicher, die Darstellung von äusserster Sorgfalt. Die Fakultät hat daher der Abhandlung gern den Preis zuerkannt.

Als Verfasser der Arbeit „Nicht allein das Angeborene u. s. w." ergiebt sich:

Gustav Lony, cand. math. aus Giessen.

4. Chemische Aufgabe.

Der Verfasser der mit dem Motto: „Experience is by industry achieved" versehenen Arbeit zeigt an den vorliegenden Forschungen,

dass die bisherige, meist einseitig-physikalische Untersuchung nichtwässeriger Lösungen zu einem sicheren Ergebnis bezüglich des Dissociationsvermögens von Flüssigkeiten nicht geführt hat und jedenfalls der Ergänzung durch eingehende Erforschung der chemischen Reaktion bedarf. Zu seinen bezüglichen Untersuchungen wählte er als Lösungsmittel Aceton und Methylal, prüfte eine grosse Anzahl von Stoffen auf ihre Löslichkeit und untersuchte hauptsächlich die Reaktionen von Cupri- und Cuprochlorid, Mercuro- und Mercurichlorid in Aceton, von Mercurichlorid in Methylal. Er fand vielfach die gleiche Umsetzung, also auch die gleiche Jonisation wie in wässerigen Lösungen. Abweichungen wurden zurückgeführt auf die verschiedene Löslichkeit der möglichen Verbindungen. Aus allen beobachteten Vorgängen dürfte geschlossen werden, dass die in nichtwässerigen Lösungen befindlichen Salze eine wenigstens theilweise Jonisation erfahren haben, auch wenn die physikalischen Untersuchungsverfahren zu einem zweideutigen oder gar negativen Ergebnis führen. Der gestellten Aufgabe entspricht die nach Kenntnisnahme der einschlägigen Literatur wohldurchdachte, fleissig und sorgfältig durchgeführte Experimentaluntersuchung. Die Fakultät erkennt ihr den vollen Preis zu.

Als Verfasser der Arbeit „Experience etc.“ ergiebt sich:

Wilhelm Eidmann, stud. chem. aus Giessen.

Für das Jahr 1899/1900 werden folgende Preisaufgaben gestellt:

Von der theologischen Fakultät:

Geschichte des Begriffes „Reich Gottes“ seit Kant.

Von der juristischen Fakultät:

Über die bindende Kraft oberrichterlicher Entscheidungen.

Es soll dargestellt werden, wie sich in Deutschland die Lehre von der bindenden Kraft der oberrichterlichen Urteile namentlich während des 19. Jahrhunderts in der Wissenschaft, der Gesetzgebung und der Praxis entwickelt hat. Dabei ist insbesondere auch auf die Verhältnisse im Grossherzogtum Hessen Rücksicht zu nehmen.

Von der medicinischen Fakultät:

a) für den akademischen Preis:

Die verschiedenen Arten der Bruchrichtung und der Bruchstückverschiebung, welche bei Knochenbrüchen am unteren Ende des Radius vorkommen, sind, unter Berücksichtigung der einschlägigen Literatur, nach Röntgenaufnahmen an Patienten zu beschreiben.

b) für den Preis der Balser-Stiftung:

Es ist durch Versuche festzustellen, ob und in wie weit die sogenannten Glutoidkapseln für die Diagnostik der Darmerkrankungen, speciell der Erkrankungen des Pankreas verwertbar sind.

Von der philosophischen Fakultät:

1) Chemische Aufgabe:

Welchen Einfluss übt die Stellung der Nitrogruppe bei der elektrolytischen Reduktion von Nitrokörpern zu Azokörpern aus?

2) Deutsch-philologische Aufgabe:

Es soll die Flexion des Nomens in den deutschen Mundarten dargestellt werden.

3) Physikalische Aufgabe:

Untersuchung der Biegungselasticität von Kautschuk bei tieferen Temperaturen.

4) Indisch-philologische Aufgabe:

Die Ausgabe des Prahang i ōim (Zand. Pahlavi Glossary, Bombay 1867) soll mit den alten Handschriften K. 20 und M. 6 verglichen und danach auf ihren kritischen Wert geprüft werden.

5) Romanisch-philologische Aufgabe:

Die französische Nominalflexion im 13. und 14. Jahrhundert.

Verzeichniss

der

Promotionen an der Grossh. Landes-Universität
vom 1. Juli 1898 bis 30. Juni 1899.

I. Licentiaten der Theologie:

1. Dr. phil. Heinrich Weinel, Pfarramtskandidat aus Büdingen . . . . . am 25. XII. 1898.
2. Professor Dr. phil. Albert Schoel, Gymnasiallehrer a. D. in Friedberg . . . am 15. V. 1899.

II. Doktoren der Rechte:

1. Gerichtsaccessist Karl August Ostern aus Mainz . . . . am 30. VII. 1898.
2. Regierungsaccessist Moritz Hansult in Friedberg . . . . am 30. IX. 1898.
3. Gerichtsaccessist Karl Simon aus Darmstadt am 7. XII. 1898.
4. Gerichtsaccessist Julius Guthmann aus Worms . . . . am 13. XII. 1898.
5. Gerichtsaccessist Rudolf Reuter aus Worms am 11. IV. 1899.

III. Doktoren der Medicin:

1. Leo Hirschland, approbirter Arzt aus Essen am 5. VIII. 1898.
2. Ludwig Rosenblatt, approbirter Arzt aus Geisa . . . . am 12. VIII. 1898.
3. Heinrich Friedrich, approbirter Arzt aus Mainz . . . . am 21. IX. 1898.

4. Ludolf Gleim, approbirter Arzt aus Lingelbach	am	23.	IX.	1898.
5. Karl Bentrup, approbirter Arzt aus Bielefeld	am	30.	IX.	1898.
6. Otto Joeckel, approbirter Arzt aus Kastel	am	10.	X.	1898.
7. Heinrich Frick, approbirter Arzt aus Amöneburg	am	11.	X.	1898.
8. Heinrich Remmlinger, approbirter Arzt aus Köln a. Rh.	am	29.	X.	1898.
9. Rudolf Gaehtgens, approbirter Arzt aus Nauditten	am	29.	XI.	1898.
10. Joseph Volk, approbirter Arzt aus Götzingen	am	17.	XII.	1898.
11. Stanislaus Maeusel, approbirter Arzt aus Swinkow	am	22.	XII.	1898.
12. Philipp Blaess, approbirter Arzt aus Viernheim	am	31.	XII.	1898.
13. Quirin Mayer, approbirter Arzt aus Gau-Algesheim	am	31.	XII.	1898.
14. Karl Fenner, approbirter Arzt aus Neukirchen	am	24.	I.	1899.
15. Se. Excellenz, Finanzminister a. D. Geheimrath August Weber in Darmstadt, honoris causa	am	31.	I.	1899.
16. Heinrich Wagner, approbirter Arzt aus Bruchenbrücken	am	2.	II.	1899.
17. Gerhard Schäfer, approbirter Arzt aus Altona	am	7.	III.	1899.
18. Hugo Schaefer, approbirter Arzt aus Laubach	am	30.	III.	1899.
19. Emil May, approbirter Arzt aus Camberg	am	5.	IV.	1899.
20. Hellmuth Creutz, approbirter Arzt aus Eupen	am	24.	IV.	1899.
21. Otto Michel, approbirter Arzt aus Wetzlar	am	4.	V.	1899.
22. Stabsarzt Leopold Richter aus Rastenburg	am	4.	V.	1899.
23. Wladislaus Kozielski, approbirter Arzt aus Wreschen	am	19.	VI.	1899.

IV. Doktoren der Thierheilkunde:

1. Hans Davids, approbirter Thierarzt aus Pritzwalk . . . . , . . .	am	13.	XII.	1898.
2. Richard Schmutzer, approbirter Thierarzt aus Straubing	am	14.	XII.	1898.
3. Adolf Lutz, approbirter Thierarzt aus Stuttgart	am	26.	I.	1899.
4. Joseph Hock, approbirter Thierarzt aus Griessen	am	18.	III.	1899.
5. Lothar Kantorowicz, approbirter Thierarzt aus Berlin	am	21.	III.	1899.
6. Dirk Aart de Jong Jzn., Niederländischer Staatsthierarzt in Leiden	am	6.	IV.	1899.
7. Otto Schriever, praktischer Thierarzt aus Malchow	am	7.	VI.	1899.

V. Doktoren der Philosophie:

1. Ernst Wittich aus Neu-Isenburg, Assistent am Gr. Museum in Darmstadt . .	am	26.	VII.	1898.
2. Robert Rittmeyer, K. K. Oesterreichischer Fotstinspektions-Adjunkt in Silz (Tirol)	am	30.	VII.	1898.
3. Jacob Newman, stud. chem. aus New-Orleans	am	30.	VII.	1898.
4. Robert Illig, cand. chem. aus Worms .	am	22.	VIII.	1898.
5. Reinhard Dippel aus Grünberg, Lehramtsassessor in Mainz	am	6.	IX.	1898.
6. Karl Busch aus Norden, Lehramtsassessor in Michelstadt	am	9.	IX.	1898.
7. Meier Hildesheimer, Prediger und Schuldirektor in Berlin	am	18.	X.	1898.
8. Karl Becker, Steuerassessor aus Darmstadt	am	27.	X.	1898.
9. Kostadin D. Swrakoff, cand. philos. aus Küstendil	am	17.	XI.	1898.

10. August Freiherr von Gall, provisorischer Realgymnasiallehrer in Mainz	am 8. XII. 1898.
11. Baron Walter Rothschild in Tring (England), honoris causa	am 25. XII. 1898.
12. Otto Dieffenbach, stud. chem. ans Giessen	am 27. XII. 1898.
13. Heinrich Wallbott, Lehramtsaccessist aus Garbenteich	am 1. II. 1899.
14. Julius Schlinck, cand. chem. aus Ludwigshafen	am 7. III. 1899.
15. Erich Alexander, Handelsschul-Suppleant aus Agram	am 31. V. 1899.
16. Hermann Scholl aus Eupen, Assistent am physikalischen Institut der Landes-Universität	am 6. VI. 1899.

VI. Zum fünfzigjährigen Doktorjubiläum wurden erneuert

das Diplom als Doktor der Rechtswissenschaft:

Dem Herausgeber der „Westlichen Post" Dr. jur. Emil Praetorius in St. Louis (Nord-Amerika)	am 2. XII. 1898.
Dem Bezirksstrafrichter i. P. Dr. jur. Otto Grossmann aus Battenberg . .	am 4. I. 1899.
Dem Geheimerath Dr. jur. Julius Usinger in Darmstadt	am 22. III. 1899.

das Diplom als Doktor der Medicin:

Dem Arzt Dr. med. Karl Dilthey in Brooklyn	am 1. VII. 1898.
Dem praktischen Arzt Dr. med. Sigismund Jourdan in Mainz	am 5. VII. 1898.
Dem praktischen Arzt Dr. med. Friedrich Conradi in Wöllstein	am 31. VII. 1898.
Dem Professor Dr. med. Louis Büchner in Darmstadt	am 9. IX. 1898.
Dem Geheimerath Dr. med. Karl Eigenbrodt in Darmstadt	am 16. I. 1899.

das Diplom als Doktor der Philosophie:

Dem K. K. ao. Gesandten und bevollm. Minister i. P. Dr. phil. Karl Ritter von Scherzer in Görz . . . . am 29. VI. 1899.